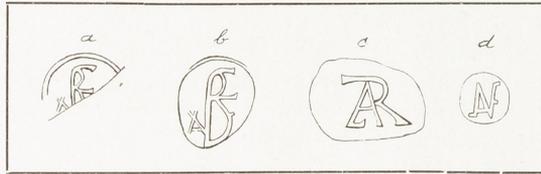


10002, 537 auffiel. Den erbetenen Bemühungen der Herren Dr. Eckinger und Dr. Laur gelang es, ihn in diesem Jahre im Lagerraum des neuen Museums wiederzufinden und festzustellen, daß die umschließende Kiste aus dem ältesten Lagerraum der Sammlung (in der Spiegelgasse) stamme⁶⁾.



Die Gleichheit oder mindestens sachliche Übereinstimmung des Stempels (Abb. a) mit dem vollständigen Exemplar aus Avallon (Yonne) ist unverkennbar, das hier nach Habert, *la poterie parlante* (1893) Taf. VI 2 wiederholt ist (Abb. b).

Habert bemerkt dazu S. 1: au dessous de l'attache inférieure d'une anse d'amphore. Avallon, faubourg de Lyon; substructions de l'église St.-Martin, XIII^es. — Ein drittes Exemplar aus Nyon ist nach Roux, *Schweiz. Anz.* 1872 Taf. XXV 9 im Corpus (537 b) wiedergegeben. Die Abbildung ist kaum genau. Ein Versuch, das Stück verifizieren zu lassen, mißlang; es ist nicht wiederzufinden.

Die Stempelung von Amphoren unterhalb des Henkels (Dressel ‚in campana‘) geht in die republikanische Zeit zurück (vgl. *Germania* 1923 S. 9). — Die Sitte, Namen als Monogramm in einem Rundstempel zu geben, scheint nur kurze Zeit üblich gewesen zu sein. Beispiele sind außerordentlich selten. Glückliche Umstände machen es möglich, eins zeitlich genau zu bestimmen, das Monogramm des *L. Tar(i)* oder *L. Ta(ri) R(ufi)*. Das Stück befand sich im Privatbesitz zu Clermont-Ferrand⁷⁾, wo es von dem Sammler E. Kuhn erworben wurde, nach dessen vorzüglicher Pause der Stempel hier klischiert ist (Abb. c). Wir kennen den Mann, *cos. suff.* des Jahres 18 v. Chr., aus Plinius h. n. 18, 37, Latifundienbesitzer in Picenum, wo ein gleicher Stempel C. IX 6080, 32 gefunden wurde (vgl. *Germania* 1925, 83).

Ein anderes Monogramm aus Nyon hat ebenfalls Roux a. a. O. bewahrt, (Abb. d). Leider ist auch dieses nicht wieder zu finden. Vorhanden sind aber ganze Amphoren altertümlicher Form.

Berlin-Steglitz.

O. Bohn †.

Zur vorrömischen Eisenzeit des Nordens.

Seit langem ist bekannt, daß sich im archäologischen Bilde der Bronzezeit des germanischen Nordens gegenüber dem der vorrömischen Eisenzeit starke Unterschiede geltend machen, nicht nur in Bezug auf die Formen der stofflichen Kulturgüter, sondern auch auf ihre Anzahl. Weite Strecken Skandinaviens haben aus der Zeit zwischen 500 vor Christus und Christi Geburt überhaupt noch keine Funde ergeben, in anderen, so in Dänemark, sind zwar solche vorhanden, aber ihre Zahl ist, verglichen mit der aus der Bronzezeit, geringfügig. Gewiß sind Schlüsse *ex silentio* in der Archäologie eine gefährliche Sache, da die Aufdeckung von Altertümern so vielfach dem Zufalle anheimgegeben ist; aber es spricht doch

⁶⁾ Wenn doch in allen Museen scheinbar unbedeutende Funde mit solcher Treue bewahrt würden wie in Brugg! Namentlich Umzüge in neue Räume pflegen ihnen gefährlich zu sein.

⁷⁾ Vielleicht aus dem gallischen Oppidum Corent; vgl. *Germania* 1923, 11.

einiges dafür, daß der erwähnte Unterschied in der Funddichte nicht zufällig ist. In Skandinavien hat man in Wasserfällen Funde gemacht, die offenbar von Verkehrsunfällen herrühren und alle Perioden vorgeschichtlicher wie geschichtlicher Zeit umfassen, ausgenommen solche aus der vorrömischen Eisenzeit; das ist ohne Zweifel ein gewichtiges Zeugnis, weil hier von einem Zufalle kaum die Rede sein kann.

Es gibt verschiedene Möglichkeiten, die Tatsache, daß der Norden aus den letzten Jahrhunderten vor Christus so wenig Funde aufweist, zu erklären. Der Schwede R. Sernander hat auf Grund paläobotanischer Untersuchungen in skandinavischen Torfmooren nachweisen können, daß die klimatischen Verhältnisse in der Vorzeit nicht gleichmäßig gewesen sind¹⁾. Sernander und andere Forscher nehmen an, daß im Übergang von früher zu mittlerer Hallstattzeit sich in Nord- und Mitteleuropa das damals herrschende trockene und warme Klima, dessen Optimum in die frühe Hallstattzeit fallen soll, in ein feuchtes und besonders anfangs kaltes verwandelt hat. Dadurch stieg der Wasserstand, versumpften Äcker, Wiesen und Wälder, der Ackerbau muß gelitten haben und Mißwachs kann eingetreten sein. Sernander läßt diesen Klimaumschwung von einer Abwanderung der Bevölkerung, zunächst der nördlicher gelegenen Gebiete Skandinaviens, gefolgt sein. Eine derartige Abwanderung erklärt natürlich zufriedenstellend die Armut an archäologischen Funden; tatsächlich läßt sich Abwanderung aus Skandinavien auch unmittelbar wahrscheinlich machen; so dürften zu Beginn der Eisenzeit die Langobarden aus Südschweden nach dem Festlande hinübergezogen sein²⁾.

Sernanders Theorie von den katastrophalen Folgen dieses „Fimbulwinters“ steht eine von Montelius gegenüber, der ganz richtig gesehen hat, daß nicht nur die Zahl der Funde aus der in Rede stehenden Zeit eine geringe geworden ist, sondern daß die Funde auch das Bild einer ausgesprochenen kulturellen Depression bieten. Er bringt den kulturellen Niedergang Skandinaviens zur Eisenzeit damit in Zusammenhang, daß der Schwerpunkt des Bernsteinhandels von Jütland an die Weichselmündung verlegt wurde; dadurch sei Skandinavien von der Zufuhr an Bronze und Gold abgeschnitten worden und verarmt.

Dem „Fimbulwinter“ Sernanders und der „Verlegung des Bernsteinhauptkomptoirs“, also einer naturwissenschaftlichen und einer wirtschaftsgeschichtlichen Theorie, hat S. Lindquist (Den keltiska Hansan, Fornvännen 1920) eine, wenn man so will, politische zur Seite gestellt. Er denkt sich die Fundarmut Nordeuropas in der vorrömischen Eisenzeit als Folge eines keltischen Blockes, der durch seine Erstreckung quer durch Mitteleuropa die germanische Welt von der südlichen, kulturelle Impulse nach dem Norden sendenden trennte und dadurch Stagnation hervorrief.

Die von Sernander, Montelius und Lindquist in so verschiedener Weise beantwortete Frage ist ohne Zweifel von großem Interesse, da sie in die Tiefen des Werdens und Vergehens einer Kultur und in die Wirksamkeit kultureller Triebkräfte hineinführt. Lindquist hat sicher Recht, wenn er sich dagegen sträubt, daß Sernander in erster Linie naturwissenschaftliche Gründe heranziehen will. Der „Fimbulwinter“ kann leicht zu Auswanderung geführt haben, aber eine Wanderzeit muß nicht auch Kulturdepression bedeuten, man denke nur an die germanische Völkerwanderung der nachchristlichen Zeit. Und Montelius wird

¹⁾ Vgl. zu dieser Frage Gams-Nordhagen, Postglaziale Klimaschwankungen und Erdkrustenbewegungen in Mitteleuropa, München 1923.

²⁾ Vgl. B. Nerman, Die Herkunft und die frühesten Wanderungen der Germanen. Stockholm 1924, S. 22.

man zugeben, daß das kulturelle Niveau sinken kann, wenn die Quelle des Wohlstandes im Handel versiegt; Lindquist führt dazu das Beispiel der Insel Gotland an, die um 1000 nach Christus eine überragende Stellung im nordischen Handel einnahm und dadurch auch sonst auf der Höhe war, jedoch in jeder Beziehung zurückging, als die deutsche Hansa den gotländischen Handel vernichtete. Montelius hat jedoch übersehen, daß die Verlegung des „Bernsteinhauptkomptoirs“ nach Westpreußen dort durchaus keine Erhöhung des Reichtumes und Steigerung der Kultur mit sich brachte, wie zunächst zu erwarten wäre, denn dieses Gebiet ist fast ebenso karg daran wie die skandinavische Halbinsel. Es ist übrigens, scheint mir, noch sehr die Frage, ob der nordische Bernsteinhandel in vor-römischer Zeit überhaupt jene große Bedeutung gehabt hat, die man ihm gewöhnlich beimißt.

Was die „keltische Hansa“ Lindquists betrifft, ist erst zu beweisen, daß es eine solche „über ein sehr weitgehendes Wirksamkeitsgebiet verfügende Handelsorganisation“ gegeben hat. Wir haben keine Anhaltspunkte für die Annahme, daß schon so frühe die keltischen Stämme sich zu einem zielbewußt arbeitenden großen Ganzen zusammengeschlossen hätten. Und dann: bereits in der jüngeren Bronzezeit macht sich in den Funden eine Abmattung des Formenreichtums merkbar geltend, man wird aber nicht wagen dürfen, schon für diese Zeit von einem keltischen Blocke zu sprechen. Lindquist selbst ist diese Abmattung nicht entgangen; er stellt sie als „Sterilität“ ausdrücklich der Lebenskraft der älteren Bronzezeit gegenüber.

In der Hallstattzeit setzt mit wachsender Stärke ein weite Teile Europas ergreifender Vorgang ein, den man als Internationalisierung bezeichnen könnte, wobei dieser Ausdruck natürlich nicht politisch gemeint ist. Zwar sind schon im Neolithicum die Völker Europas tüchtig durcheinandergeschüttelt worden, aber sie haben im stofflichen Kulturbesitze ihre Eigenart mehr oder weniger noch bewahrt. Das gilt auch noch für die frühere Bronzezeit. In der Hallstattzeit wird es anders. Wir sehen, wie da Mittel- und Nordeuropa sich an- und ausgleichen, wobei der Norden mehr der nehmende Teil ist; wir finden italische Formen in Schweden, schwedische in Ungarn, gewisse westeuropäische Ziertechniken machen sich im Norden breit, die früher so selbstbewußt auftretende nordische Spiralornamentik paßt sich dem Geschmacke des mitteleuropäischen Hallstattkreises an; aus letzterem dringt auch figurale Darstellung ein. Hand in Hand mit der Überflutung des Nordens durch südliche Einflüsse geht ein Anwachsen gewisser altnordischer Formen: die Scheibenfibel wächst zu unschöner Größe an, von manchem anderen Schmuckstücke gilt ähnliches. Auch das ist eine Modeerscheinung, die dem Norden und dem Süden gemeinsam ist; in Hallstatt stehen neben Spiralfibeln von 3 cm Länge solche von 20 cm, und auf italischem Boden wachsen die Kahnfibeln mitunter zu phantastischer Größe. Es ließen sich noch weit mehr Dinge heranziehen, die zeigen, daß der Norden zur Hallstattzeit in die mitteleuropäische Entwicklung hineingerissen ist. Solche Angleichungen haben zur Folge, daß eine gewisse Uniformierung der Kultur zweier Gebiete eintritt, wobei eine stark ausgeprägte, selbständige ihren Charakter einbüßen und in der Masse aufgehen kann. Man ist in einem solchen Falle förmlich dazu gedrängt, den Ausdruck vom Sinken der Kulturhöhe bildhaft auf zwei kommunizierende Flüssigkeitsbehälter zu beziehen, in denen das verschieden hohe Niveau nach Beseitigung des Kommunikationshindernisses sich ausgleicht.

Künstlerisch gesehen ist die Hallstattperiode unerfreulich. Sie vermag kaum mehr Neues zu schaffen, ergeht sich dafür in der Aneinanderreihung und endlosen Wiederholung desselben Themas. Die Verbreiterung der schmückbaren Fläche, Ausdehnung der Formen, übermäßige Anwendung von Behängen, nicht

nur am Menschen selbst, auch an Fibeln und Nadeln wie an Gefäßen u. a. m. ist ein Zeichen des Fehlens wahrhaft schöpferischer Kraft, besonders gegen die schlichte und dabei doch künstlerisch wertvolle ältere Bronzezeit gemessen. Kein Wunder, daß der Norden durch die Anlehnung an eine solche Kultur auch selbst herunterkam.

Die La Tène-Kultur in Mitteleuropa hätte vielleicht den Niedergang fortgesetzt, wenn sie nicht Anregungen aus der kraftvoll hochstrebenden Antike empfangen hätte. So entstand aus einheimischen und antiken Elementen etwas Neues, das freilich auch nicht zu voll harmonischer Ausbildung gelangt ist. Jedenfalls ist mancher künstlerische Fortschritt zu buchen, so in der künstlerischen Gestaltung im allgemeinen, wenn auch die Formgebung auf praktische Zwecke mehr Bedacht nimmt als das früher der Fall gewesen.

Es ergibt sich also das Bild, daß im Norden bereits vor der Erstarkung der keltischen Macht die Kurve sich senkt; sie erreicht ihren tiefsten Punkt, als am Mittelmeere die Kurve sich steil nach aufwärts wendet. Gewissermaßen einen Mittelwert stellt die keltische Zone dar.

Der Norden ist aber trotzdem nicht endgültig erledigt, es ist, um einen biologischen Ausdruck zu gebrauchen, nur der Phänotypus zerschlagen, der Genotypus ist erhalten geblieben und in den Jahrhunderten nach Christus von neuem strahlend hervorgetreten.

Es scheint mir also, daß von der Wirkung einer keltischen Hansa nicht die Rede sein kann. Warum der Norden zurückgegangen ist, ist dann aber noch immer nicht erklärt. Ich glaube, daß hier eine Erscheinung vorliegt, wie sie in der Weltgeschichte noch etliche Male zu beobachten ist, eine kulturelle Ermüdung, zu der äußere Ursachen ihren Teil beigetragen haben mögen, die aber zutiefst doch eine rein geistige Grundlage haben und mit den Mitteln unserer Wissenschaft noch gar nicht faßbar sind.

Wien.

Leonhard Franz.

Kinzigstraße, Hohestraße und Nidderstraße als vor- und frühgeschichtliche Durchgangswege vom Untermain zur Weser und Elbe.

Seit dreieinhalb Jahren mit der Erforschung alter Straßen und Wege in Oberhessen beschäftigt, erfreue ich mich bei dieser Arbeit der dankenswerten Unterstützung durch die Historische Kommission des Volksstaates Hessen und durch die Römisch-Germanische Kommission des Deutschen Archäologischen Instituts. Ohne die finanzielle Beihilfe beider Körperschaften wäre mir der seit 1925 allsommerlich nötig gewordene mehrmonatige Aufenthalt in Oberhessen zur genauen örtlichen Erkundung und sorgfältigen Überprüfung des am Schreibtisch Gewonnenen sowie die Beschaffung der erforderlichen Karten unmöglich gewesen.

Die Ergebnisse meiner Tätigkeit sollen in den „Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins“ veröffentlicht werden. Für 1927 ist als erster Abschnitt das Gebiet zwischen Kinzig und Nidder vorgesehen¹⁾. Wenn ich vorgreifend schon jetzt die drei alten Hauptstraßenzüge kurz bespreche, die vom Untermain in das Gebiet von Weser und Elbe ziehen, von denen zwei den südöstlichen Vogelsberg durchschneiden und einer in derselben Richtung seinen Fuß begleitet, so spreche ich damit gern einem Wunsche des Direktors der Römisch-Germanischen

¹⁾ Die Karten dafür liegen vor und ebenso die ganze Stoffsammlung. 1928 sollen die Niddastraßen mit ihrem Anschlußgebiet folgen.